

dot
books

JULIE
PARSONS

EIS
KÖNIGIN



THRILLER

Kapitel 2

Ihr möbliertes Zimmer war 4,30 Meter mal 3,60 Meter groß. Sie hatte es abgeschritten. Da waren fünfzehneinhalb Quadratmeter. Sie stand mit dem Rücken zur Wand und sah zur Decke hinauf. Wie hoch war sie? Sie ging zur Mitte des Zimmers unter die baumelnde Glühbirne, legte den Kopf zurück, schaute hoch und schätzte, dass es gut vier Meter waren. Das würde in etwa hinkommen für ein Haus wie dieses in Clarinda Park in Dun Laoghaire, das aus viktorianischer Zeit stammte, gebaut um 1860, drei Stockwerke im vorderen Teil, hinten vier. Sie verglich es mit ihrer Zelle im Frauengefängnis. Sie hatte sie ebenfalls ausgemessen. Drei Meter auf 2,70 Meter. Alles zusammen 8,10 Quadratmeter. Zum Schlafen, Essen und Scheißen. Also ein Zugewinn von über sieben Quadratmetern. Und dabei war das Bad nebenan mit Toilette, Waschbecken und einer altmodischen, großen, frei stehenden Badewanne mit Handbrause noch nicht mitgezählt. Und das Schloss an der Tür.

Sie steckte die Hand in die Tasche ihrer Jeans und fühlte das beruhigende Gewicht der Schlüssel, die ihr Vermieter ihr heute früh gegeben hatte.

»Verlieren Sie sie aber nicht«, hatte er gesagt. »Ich weiß schon gar nicht mehr, wie oft ich das Schloss an der Haustür habe auswechseln lassen müssen, und es wird auf Ihre Miete draufgeschlagen, wenn Sie dafür verantwortlich sind. Okay?«

Sie hatte ihn nur angelächelt. Sie hatte nicht die Absicht, diese Schlüssel jemals aus der Hand zu geben. Jetzt hielt sie sie vor sich hin und schüttelte sie ein bisschen. Sie stießen mit einem sanften, melodischen Klang aneinander. Ganz anders als das hässliche Rasseln der riesigen, schweren Schlüssel, die so viele Jahre ihr Leben beherrscht hatten. Der erste Laut, der sie immer morgens um halb acht weckte, wenn der erste Riegel des Doppelschlusses an der Zelltür aufgemacht wurde. Es war ein deutliches, befriedigendes Geräusch, wenn er leise in das Schloss zurückglitt. Das Quietschen der gummibesohlenen Schuhe der Schließlerin auf dem gebohnerten Linoleum des Treppenabsatzes. Aber die Tür war immer noch fest zu, konnte vor der Frühstückszeit um acht nicht geöffnet werden, zu der das zweite Schloss aufgeschlossen und die Tür aufgestoßen wurde, diesmal unter lautem Rufen.

»Na los, Ladys, Morgenstund hat Gold im Mund. Bewegt euch. Das Frühstück ist fertig.«

Beim ersten Mal bekam sie eine Strafe. Alle Vergünstigungen wurden ihr gestrichen. Keine Briefe, keine Anrufe, keine Besuche. Der Direktor hatte sie angeschaut und den Kopf geschüttelt, seine Miene drückte eher Sorge als Ärger aus.

»Ich bin erstaunt, Rachel.« Seine Stimme war so leise, dass sie sich vorbeugen musste, um hören zu können, was er sagte. »Sehr erstaunt. Eine Frau mit Ihrer Bildung und all den Vorteilen im Leben. Was in aller Welt ist Ihnen denn in den Sinn gekommen?«

Eigentlich war es ganz einfach. Es war Wut und der leidenschaftliche, überwältigende Wunsch, jemandem wehzutun. So ein Gefühl hatte sie seit ihrer Kindheit nicht mehr gehabt. Wenn die Rabauken auf dem Spielplatz sie nicht in Ruhe ließen oder ein Lehrer sie

ungerecht behandelt hatte. Später hatte sie gelernt, sich zu beherrschen. Ihren Zorn in bestimmte Bahnen zu lenken, sich zu mäßigen, ihn hinter einem kalten, verschlossenen Gesicht zu verbergen. Aber diesmal konnte sie es nicht. Sie wollte dieser dummen Frau mit der Faust das Maul stopfen, ihren herablassenden Frotzeleien, die klangen, als seien sie im Ferienlager, ein Ende machen. Wie nannten die anderen die Wärterinnen? Die Kängurus, weil sie auf den Hinterbeinen standen und sich in ihren blauen Uniformen mit den Rangabzeichen, mit ihrem Schlüsselbund und dem kameradschaftlich albernen Gerede sicher fühlten. Rachel hatte nie im Leben eine Frau geschlagen. Sie hatte die Hand zur Faust geballt und sie der Schließerin in die weiche, große Magengrube gerammt. Die Luft war ihr weggeblieben, und sie fing an zu keuchen und zu schluchzen, taumelte mit rotem Gesicht rückwärts aus der Zelle, und der Schock ließ ihre Beine versagen. Die Reaktion darauf war schnell und brutal. Eine der anderen Beamtinnen riss ihren Kopf an den Haaren hoch. Eine zweite packte ihre Hände, zog sie nach hinten, drückte ihre beiden schmalen Handgelenke mit festem Griff zusammen.

»Blöde Kuh, verdammt noch mal. Für wen hältst du dich eigentlich? Du bildest dir wohl ein, was ganz Besonderes zu sein, was?«

Sie war in die Gummizelle gestoßen und dort eingesperrt worden, und von überall hörte sie Buhrufe, Pfiffe und Beifallgeschrei der Frauen, die sie bisher ausgelacht, über sie geflüstert, sich über sie lustig und höhnische Bemerkungen gemacht hatten. Jetzt war sie eine von ihnen. Daran konnte kein Zweifel bestehen.

Und jetzt war sie hier in diesem Zimmer im obersten Stock eines viktorianischen Hauses in Dun Laoghaire und hatte etwas, das sie zwölf Jahre lang entbehrt hatte. Eine Aussicht. Und was für eine. Sie war so schön, dass sie Angst hatte, sich zu bewegen, weil sie sich dann vielleicht als Illusion oder als eine jener Halluzinationen erweisen konnte, die sie oft hatte, wenn sie aus dem Traum erwachte. Das Zimmer hatte nur Fenster auf einer Seite, drei große Erkerfenster mit schlaff herabhängenden Baumwollvorhängen. Die Scheiben waren verschmiert, und in jeder Ecke hingen Spinnweben. Sie trat näher, ganz langsam, zwischen jedem Schritt machte sie eine Pause. Einen Augenblick schloss sie die Augen, kniff sie fest zusammen, bis helle Lichtfäden unter ihren Augenlidern zuckten. Dann öffnete sie die Augen, und der Blick verschlug ihr fast den Atem. Das Meer, das sich bis zum Horizont ausbreitete. Es war blau und ließ sie vor Freude weinen. Das Blau der Hortensien ihrer Mutter, die sie in einem Kübel vor der Haustür stehen hatte, durchzogen von lila und malvenfarbenen Streifen.

Sie machte noch einen Schritt nach vorn und drehte den Kopf zuerst nach rechts und dann nach links. Auf der einen Seite konnte sie bis zu den Hügeln von Howth sehen, die wie ein Krokodil geformt waren, auf der anderen bis zu den glatten Wänden des Steinbruchs auf der Seite von Killiney Hill, an der Dalkey lag. Unter ihr breiteten sich rote Ziegeldächer und die Baumkronen von Kastanien und Bergahorn aus, die jetzt im Hochsommer dunkelgrün waren. Sie beobachtete, wie der Verkehr über den Hügel hinunterströmte und an der Verkehrsampel unten anhielt. Und ab und zu Fußgänger, die die Straße überquerten. Und sie begann Angst zu empfinden. Sie konnte nie wie diese Leute da unten werden. Sie machte sich etwas vor, wenn sie glaubte, sie würde je in der Lage sein, sich so zu bewegen, als gehöre sie zu ihnen, ohne das Gefühl zu haben, dass jemand sie

beobachtete, hinter ihr herspionierte und jede ihrer Bewegungen, selbst die kleinste Änderung ihres Benehmens, bemerkte und aufzeichnete.

So war es heute Morgen gewesen, als sie vor dem kleinen Bürogebäude in der Nähe der George Street stand, wo sie ihren neuen Bewährungshelfer treffen sollte. Sie war zu früh dran. Sie hatte sich in der Zeit verschätzt, die sie brauchen würde, um die 600 Meter vom Clarinda Park zur Northumberland Avenue zu gehen. Wie weit, wie lange, wie viel Zeit musste man rechnen? Sie war extra früh losgegangen. Falls der Verkehr lebhaft war und es eine Weile dauerte, bis sie über die Straße kam. Falls die Gehwege zu bevölkert wären und sie es nicht schaffte, die Passanten vor sich zu überholen. Falls, falls, falls. Tausend Gründe, warum es ewig dauern könnte, die kurze Strecke zu gehen. Und dann war sie zu früh da. Mindestens zehn Minuten musste sie warten, bevor sie auf die Klingel drücken konnte, um sich anzumelden. Also stand sie draußen vor der schweren Eisentür und bemerkte, dass eine Kamera schief nach unten zeigte und direkt auf sie gerichtet war. Sie sah hinauf und wandte den Blick ab. Sie kannte solche Kameras. Im Gefängnis waren sie überall gewesen. Man schenkte ihnen keine Beachtung und würdigte sie keines Blickes. Aber als sie dastand und wartete, fragte sie sich, wer sie jetzt beobachtete. Im Gefängnis hatte sie gewusst, wer es war. Manchmal hatte sie das Gefühl gehabt, die Kamera funktioniere in beide Richtungen. Während sie Rachel betrachteten, hätte Rachel sie ihrerseits genauso gut in ihrem popeligen kleinen Wachraum beobachten können, in dem der Schreibtisch mit Stößen von Papier beladen war und überall halb leere Tassen Tee herumstanden. Dieselben Beamtinnen, Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, jahrein, jahraus. Sie schauten auf die Monitore, schalteten von Kamera zu Kamera, und dies war ihr jetzt so vertraut wie einst ihre Familie.

Sie stand da und wartete, bis es Zeit war, zu klingeln und eingelassen zu werden. Eine kleine, untersetzte Frau erschien oben an der Treppe, die von der Straße hinaufführte. Sie stellte sich vor.

»Maggie Byrne, Mr. Bowens Sekretärin. Wenn Sie etwas brauchen, können Sie mich jederzeit anrufen«, sagte sie, und auf ihrem weichen weißen Gesicht zeigten sich Sorgenfalten. Dann wies sie auf die Tür hinter sich. »Er erwartet Sie.« Und sie klopfte gegen das braune Furnierholz und stieß die Tür auf.

Im Gefängnis hatte sie immer Frauen als Bewährungshelfer gehabt. Sie waren nett, freundlich, fürsorglich. Im Lauf der Jahre hatte sie sie kommen und gehen sehen. Sie hatte ihre Spielchen mit ihnen gespielt, hatte ausgelotet, wie viel sie über ihr Leben außerhalb des Gefängnisses preisgaben. Bis sie es irgendwann kapierten und es abstellten. Es gehörte sich nicht, private Dinge mit dem Beruflichen zu vermischen. Man hatte sie schließlich gewarnt.

Erzählt ihnen nicht zu viel über euch selbst. Es ist nicht die richtige Einstellung dazu. Sie sind drinnen. Ihr seid draußen. Haltet das auseinander.

Aber bei Rachel ließen sie sich eher gehen. Sie war anders. Sie sprach ihre Sprache. Und manchmal vergaßen sie ihre Vorsicht.

Aber Andrew Bowen würde sie nicht vergessen, das sah Rachel sofort. Sie sah es daran, wie er sie stehend warten ließ, während er einen Stoß Papiere auf seinem Schreibtisch durchsah. Sie stand regungslos da. Bewegte sich nicht. Wartete. Dann hob er den Kopf, sah

sie direkt an und lächelte. Er wies auf den Stuhl, der schräg vor seinem großen, glänzenden Schreibtisch stand. Sie setzte sich. Er war sehr dünn. Der Kragen seines weißen Hemds sah aus, als sei er viel zu groß für seinen Hals. Seine Finger waren lang und schlank. Seine Hände waren immer in Bewegung und rollten einen Bleistift hin und her, während er sprach. Seine Stimme war so leise, dass sie sich vorbeugen musste, um ihn verstehen zu können. Sie rutschte unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her. Er sprach davon, wie ihr neues Leben sein würde. Es gab Arbeit für sie, eine Stelle in einer Reinigung in dem großen neuen Einkaufszentrum, das kürzlich in der Stadt eröffnet hatte. Es war anspruchslose, einfache Arbeit. Sie brauchte sich keine Sorgen zu machen, dass man zu viel von ihr erwartete. Sie würde in der Anfangszeit jede Woche zu ihm kommen müssen.

»Und dann«, räusperte er sich, »wenn alles gut geht, können wir nach einem Jahr oder so überlegen, Ihre Besuche nur jede zweite Woche anzusetzen, dann schließlich einmal im Monat. Und dann, wer weiß.« Er hielt inne und legte den Zeigefinger der linken Hand an die Oberlippe. »Wer weiß, jemand in Ihrer Lage wird natürlich nie ganz ohne Überwachung sein, aber wenn alles gut geht, kann es nach und nach doch recht locker gehandhabt werden. Jeden Monat oder so ein Anruf, und vielleicht alle sechs Monate ein persönliches Gespräch. Sie müssten mir mitteilen, wenn Sie Ihren Arbeitsplatz wechseln wollen, wenn Sie umziehen oder eine Beziehung eingehen. So in etwa. Wer weiß, wie es für Sie in Zukunft laufen wird. Aber ich bin sicher, wir wollen beide, dass alles gut läuft, nicht wahr, Rachel?«

Sie nickte stumm, konnte nichts sagen, als sie sich plötzlich bewusst wurde, wie die Realität ihres Lebens in seinen Augen aussah. Sie stand auf.

»Danke«, sagte sie. »danke, Mr. Bowen. Ich bin sicher, es wird alles in Ordnung sein.«

»Warten Sie«, sagte er plötzlich laut. »Nur kurz – bevor Sie gehen. Ich möchte Sie an die Bedingungen erinnern, unter denen Ihre restliche Strafe zur Bewährung ausgesetzt wurde. Damit wir eine klare Vereinbarung haben. Damit wir beide genau Bescheid wissen, was los ist.

Erstens: Sie werden sich mit niemandem treffen, den Sie vom Gefängnis her kennen. Ist das klar?

Zweitens: Sie werden keinerlei Versuch machen, mit Personen Kontakt aufzunehmen, die in irgendeiner Form mit dem Opfer Ihres Verbrechen zu tun hatten. Insbesondere nicht mit seiner Familie. Ist das klar?

Drittens: Sie werden sich stets innerhalb von Recht und Gesetz bewegen. Sollten Sie diese Bedingungen nicht einhalten, wird man Sie sofort in Gewahrsam nehmen und ins Gefängnis zurückbringen. Ist das klar?

Und viertens: Sie werden jederzeit die Wünsche Ihrer Tochter respektieren. Sie werden nicht ohne ihre vorherige Zustimmung versuchen, sie zu sehen. Verstanden?«

Er schien seine Worte in ihren Kopf zu hämmern. Befehle, Vorgaben, Einschränkungen, Grenzen. Ihre Verantwortung von nun an. Ihre Pflicht. Sie fühlte sich gefangen, voller Panik. Sie drehte sich um, bevor er fertig war, ging schnell zur Tür und öffnete sie. Die Treppe lag wie ein dunkler Tunnel vor ihr. Sie lief hinaus und die Straße hinunter, wich Passanten und Autos aus, während ihr Herz heftig klopfte und ihr Atem im Hals stockte. Sie hielt nicht an, bis sie wieder in ihrem Zimmer war und mit ihrem kostbaren

Schlüsselbund die Tür hinter sich abgeschlossen hatte. Sie war schweißgebadet, und Schweiß rann ihr zwischen den Brüsten herab. Das Fenster lag vor ihr und gab den Blick auf den im Morgenlicht gleißenden Tag frei. Langsam wich sie zurück und schaute sich um. Das Zimmer war viel zu groß. So ging es nicht. Sie schritt noch einmal die Fläche ab. Acht Quadratmeter. Mehr brauchte sie nicht. Sie fing an, die Möbel umzuräumen, das kleine Bett, den Tisch und zwei Stühle, den schweren Kleiderschrank mit der Tür, die sich nicht schließen ließ, das Bücherregal, den Schrank mit ihrem Becher, mit Teller und Schüssel, Messer, Gabel und Löffel, ihren zwei Töpfen und der Pfanne. Und der Pappschachtel, die sie aus dem Gefängnis mitgebracht hatte. Die ihr Album enthielt. Ihre wenigen Fotos. Von Amy, ihrer Mutter und ihrem Vater. Von Martin. Und den Hefter mit den Briefen der Behörden, die sie gesammelt hatte. Die Unterlagen zu ihrem Fall.

Jetzt bückte sie sich und zerrte an dem großen, rechteckigen Teppich, stöhnte vor Anstrengung und musste von der staubigen Luft niesen, bis sie ihn aus seiner ordnungsgemäßen Lage mitten im Zimmer weggezogen hatte, so dass an der Stelle, an der normalerweise der Teppich lag, ungestrichene Fußbodenbretter zum Vorschein kamen. Sie schob und rückte und zerrte, bis alles auf einer Fläche von 3 mal 2,70 Metern am rechten Platz war. Als Letztes hingte sie den Stadtplan um, den sie aus dem Gefängnis mitgebracht hatte. Sie machte ihn vorsichtig von der Wand ab und hingte ihn auf dem Bett kniend an einer Stelle auf, an der sie ihn leicht erreichen konnte. Dann legte sie sich hin. Sie hatte einen Spaziergang am Meer machen wollen, vielleicht bis zum kleinen Strand von Sandycove. Um ihre Zehen in den feinen, weichen Sand zu graben. Um den Müttern mit ihren Kindern zuzusehen, die in den kleinen, sanften Wellen spielten, die ihre Knöchel benetzten. Um sich an die Tage zu erinnern, als sie Amy an die Hand genommen und ins Meer hinausgeführt hatte, sie gehalten und ihren Körper sanft gegen ihren eigenen hatte schaukeln lassen. Aber sie konnte jetzt nicht dorthin gehen. Der Gedanke an die große freie Weite und das Meer, das sich bis zum Horizont erstreckte, ließ sie erschauern. Erinnerungen tauchten hinter ihren geschlossenen Augenlidern auf, und sie presste fest die Finger dagegen, bis alles schwarz war.

Wie zu einem Ball zusammengekauert, lag sie da und atmete langsam.

Dann streckte sie die Hand aus und berührte das steife Papier des Stadtplans. Sie hatte noch ein paar andere Orte gekennzeichnet, seit sie aus dem Gefängnis gekommen war. Mit einem schwarzen Filzstift. Aber jetzt war sie erschöpft. Sie zog das Laken über den Kopf. Es war fast dunkel. Wie in den Nächten im Gefängnis. Fast dunkel, aber nicht ganz.